



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vollerthun, Waldemar: Die Liquidation der deutschen Interessen in
Schantung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Denn in der Leidenschaft und den Qualen dieses Kampfes gibt es einige Ausblicke, die uns weiter helfen und uns vor dem Untergang, dem der Dichter nicht entging, bewahren. Ein solcher Ausblick ist der Gedanke einer neuen russischen Kritik (S. 138), die nichts gemein hat mit der westeuropäischen Kritik, sondern „ein ewiges und universales religiöses Bewußtsein, einen notwendigen Übergang von der dichterischen Kontemplation zu einer religiösen Handlung, von Wort zu Tat darstellt“. Und dazu tritt der Gedanke einer neuen Kirche, die die Form für das neue Christentum, in dem Geist und Fleisch eins sind, schaffen soll. „Diese Kirche bietet Raum nicht nur dem Herzen und der Seele des Menschen, sondern auch seiner Vernunft in ihren höchsten und stärksten Äußerungen. Sie ist der Weg und das Mittel, um alle Kräfte und Regungen des Menschen zu einer einzigen harmonischen Hymne zu vereinigen.“ Wer erwartet diese Verkündung aus dem Munde eines Russen!

Hier weicht der Krampf und die Verzweiflung, die Schatten der Schuld und Hoffnungslosigkeit werden von der Gnade des kommenden Reiches überstrahlt, und die angstvollen Gebete und Schreie weichen der demütigen Mahnung, die des Dichters letztes Wort an die Seinen und an uns ist, die sein Leben und sein Lebenswerk zusammenfaßt und uns zu Verwaltern seines Erbes beruft: „Seid keine toten, sondern lebendige Seelen. Es gibt keine andere Türe als die, die uns Christus gezeigt hat.“

Die Liquidation der deutschen Interessen in Schantung

Von Waldemar Vollerthun



Als in der Deutschland vernichtenden Welttragödie des Krieges der Vorhang hinter dem ersten Akt „Tsingtau“ fiel, ahnten die wenigsten daheim, um was es mit diesem Kleinod deutscher Kolonisation im fernen Osten ging. Es war ja nicht nur dieses kleine Inselchen in dem Meer deutscher Interessen in Ostasien, dieses Musterlager deutscher Kultur, deutscher Industrie, deutscher Volkswirtschaft, das man uns raubte. Tsingtau war auf dem Wege, ein Ausstrahlungspunkt aller unserer wirtschaftlichen Beziehungen mit dem ostasiatischen Koloz zu werden. Und wenn deutsche Handelskreise in China, oft nicht ohne Unterstützung kurzfristiger Reichsvertreter, hie und da sich geflissentlich dieser Erkenntnis verschlossen, so hatte ein gutes Teil Schuld daran der historische Entwicklungsfaden des nach Übersee strebenden Deutschland. Viel auch trug zu dieser beklagenswerten Kurzsichtigkeit die dem Deutschen eigene Eigenbrödelei und die Scheelsucht bei, mit der jeder nur sein kleines Eigeninteresse sah, ohne das Ganze ins Auge zu fassen.

Es hat deutsche Kaufleute in Schanghai gegeben, die noch nicht lange vor dem Weltkriege emphatisch den Gedanken vertraten: „Was soll uns die deutsche Kriegsflagge hier im Osten, wo doch alles englisch orientiert ist? Wir haben unter englischem Handelsprotektorat bessere Geschäfte gemacht als jetzt unter englischem Miktrauen. Bleibt uns mit euren Gernegroßideen vom Leibel!“ Das war noch damals so, als der erste Iktis am Schantung-Bergebirge scheiterte. Es kam noch 1910, wenn auch leiser und verblaßter, zum Ausdruck, als schon ein stattliches Kreuzergeschwader die Parität deutscher mit den englischen Interessen in den chinesischen Gewässern versinnbildlichte.

Deutschland hatte sich im Kiautschou-Vertrag 1898 erhebliche Gerechtfame gesichert. Außer dem Schutzgebiet von über 500 Quadratkilometer Bodensfläche war ihm als deutsches Hoheitsgebiet die Bahnlinie nach Tsinanfu, der Hauptstadt

Schantungs, nebst einem einige 20 Kilometer breiten Streifen rechts und links der Bahnlinie zugebilligt worden. Die Bergbaugerechtfame innerhalb dieser Zone gingen auf Deutschland über. Außerdem hatten sich die Chinesen verpflichtet, zwei Bahnlinien, deren Trassen noch näher zu bestimmen blieben, zur weiteren Erschließung Schantungs zu bauen.

Der Vertrag, der weit davon entfernt war, imperialistischen Eroberungszielen des Deutschen Reiches zu dienen, vielmehr lediglich ein abgerundetes Wirtschaftsprogramm enthielt, um China kulturell und handelspolitisch näher zu kommen durch die Eingangspforte Tsingtau, wurde nicht nur von den Chinesen, sondern vor allem auch von den anderen fremden Mächten mit äußerstem Mißtrauen aufgenommen. Man hatte plötzlich allenthalben vergessen, daß es England in Hongkong, Frankreich mit seinen südchinesischen Besitzungen ebenso, wenn nicht noch viel prononzierter, nach der imperialistischen Seite hin, gemacht hatte.

Erst das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts sollte zeigen, wie ehrlich es Deutschland, im Gegensatz zu anderen fremden Mächten, mit China meinte. Der territoriale Einbruch Rußlands in China, die Besitzergreifung der Mandschurei und Koreas durch Japan sind noch zu lebhaft in aller Erinnerung, als daß es weiterer Erörterungen darüber bedürfte. Was sich der öffentlichen Kenntnis entzieht, ist die Haltung Deutschlands während dieser tollwütigen Jagd um chinesischen Besitz. Hätte das Deutsche Reich mit seinem Tsingtau-Unternehmen andere als kulturelle und kommerzielle Ziele verfolgt, so hätte es während dieses ersten Dezenniums reichlich Gelegenheit gehabt, sich die Einflußsphäre Schantung nach dem Muster Japans in der Mandschurei zu sichern. Vordem trat der Versucher oft heran. Die Aufteilung des Himmlischen Reiches in Interessensphären wurde von Japan und England wiederholt ernstlich diskutiert. Immer stand Deutschland unverrückbar fest auf seinem Standpunkt Seite an Seite mit Amerika. Die Politik der offenen Tür war und blieb seine Devise bis zum Weltkrieg. Sie wäre als klare Richtlinie trotz aller sonst so verschwommenen deutschen Politik im fernen Osten auch weiter beibehalten worden, denn Deutschland hatte das größte Interesse an einem integren China. Und ließ sich diese Politik der offenen Tür nicht ausgezeichnet vereinigen mit einer wirtschaftlichen Erschließung Schantungs, bei der deutscher Unternehmungsgeist und deutsches Kapital den arbeitsamen, genügsamen Chinesen den Glanz geben sollte in einer abgesehen von den unterirdischen Schätzen armen Provinz?

Nun, der Weltkrieg hat wie durch alle deutschen Interessen im Auslande auch hier einen dicken Strich gemacht. Heute stehen wir vor der Liquidation dieses kostbarsten Restes unserer wirtschaftlichen Zukunftspläne in China. Japan hat sich nach dem Versailler Vertrag bereit erklärt, unter Anrechnung auf seine Kriegskosten den deutschen Privatbesitz in Schantung vollwertig abzulösen. Und es verlohnt sich, einen Blick zu werfen auf das, was wir hingeben müssen an realen Gegenwartswerten und zukünftigen Entwicklungsmöglichkeiten.

Die über 400 Kilometer lange Schantungbahn nach Tsinanfu war ursprünglich mit, wenn ich nicht irre, 54 Millionen Mark Aktienkapital gebaut worden. Ihre Trasse verläuft durch den kohle- und erzeichsten Teil der Provinz. Entgegen der noch heute nicht ganz überwundenen Annahme der Japaner hat sich das Deutsche Reich mit keinem Pfennig an dem Bahnbau wie an allen wirtschaftlichen Unternehmungen in Schantung beteiligt. Japan erlebte in diesem Punkte die erste große Enttäuschung seines Tsingtauabenteuers. Weil es selbst alle seine großen Kolonialunternehmungen staatlich unterstützt, um ihnen in Zeiten wirtschaftlicher Depression neuen Odem einflößen zu können und fremdländische Konkurrenz nach Möglichkeit durch Unterbieten auszuschalten, nahm es gutgläubig und als selbstverständlich ein ähnliches Verfahren auch bei Deutschland an. Dem glücklichen Umstand aber, daß alle deutschen Unternehmungen in Schantung reiner Privatbesitz sind, ist die volle Ablösung der Werte zu danken, zu der sich Japan heute bereit findet.

Mit der Fertigstellung der Eisenbahn war auch die Schantung-Bergbaugesellschaft mit nicht ganz 10 Millionen Mark Aktienkapital ins Leben gerufen worden. Im Verwaltungspersonal in Berlin mit der Eisenbahngesellschaft liiert, bildete sie doch zunächst ein selbständiges Unternehmen, das leider infolge mancher Mißgriffe in der bergwerklichen Erschließung lange Zeit zum Siechtum verurteilt blieb. Den Kohle- und Eisenerzreichtum der Provinz hatte schon der Geograph Richthofen in seinem meisterlichen Werke in ausführlichen Darlegungen geschildert und die Hauptorte in genialer Intuition bezeichnet. Da es sich nach Fertigstellung der Bahn zunächst aber um schnelle Schaffung von Einnahmequellen handelte, so kam vorderhand nur Kohle für den Abbau in Frage. Und hier hatte man in der Wahl des Feldes, das man zuerst abbauen wollte, fehlgegriffen. Die Kohlefelder von Fangtse erschienen auf den ersten Blick zwar vielversprechend, erwiesen sich aber bei weiterem Abbau als eitel Blendwerk. Das Gestein zeigte starke eruptive Verfestungen, die Kohle war minderwertig und so gasig, daß häufiger schlagende Wetter den Betrieb gefährdeten. Erst nachdem man hier in Fangtse sehr kostspielige Förderanlagen und Wohnstätten für das Personal geschaffen hatte, sah man den Irrtum ein, und es ist vor allem dem überaus tüchtigen Bergwerksdirektor Brücher zu verdanken gewesen, daß man spät, wenn auch nicht zu spät, die weitere Erschließung Fangtses ganz aufgab.

Nach Überwindung zäher Widerstände drang Brücher mit seinem Vorschlag schließlich durch, die Hungshan-Felder im Poshangebiet auszubenten. Brücher hatte hier durch Bohrungen die außerordentliche Reichhaltigkeit und Güte des Kohlevorkommens schon frühzeitig festgestellt und seine Gesellschaft immer wieder, wenn auch lange Zeit vergeblich, darauf hingewiesen, daß Fangtse ein totgeborenes Kind sei, und daß die Morgenröte des Unternehmens hier in Hungshan läge, das schleunigst erschlossen werden mußte.

Aber noch ein anderer Umstand führte zu dem langen Darben der Bergbaugesellschaft. Die Fangtsekohle war durch ihre Langflammigkeit als Schiffskohle und damit für den Export und für unsere Kriegsschiffe nicht nur ungeeignet; sie war auch zu teuer. Und diese unverhältnismäßig hohen Kosten wurden trotz der sehr geringen chinesischen Arbeitslöhne in erster Linie durch den 180 Kilometer langen Eisenbahntransport nach dem Hafen Tsingtau erzeugt. Eisenbahn- und Bergbaugesellschaft arbeiteten in diesem Punkte nicht in gemeinsamem Interesse, wie es die Entwicklung so junger, mit einem noch sehr unsicheren Absatzmarkt rechnender Unternehmen erforderte. Beide Gesellschaften hatten das natürliche Bestreben, schnell das Vertrauen ihrer Aktionäre und der Börse zu gewinnen. Dabei war aber die Bergbaugesellschaft völlig in den Händen der Eisenbahn mit ihren Kilometertarifen, gewissermaßen das Ausbeutungsobjekt und der Sklave. Wollte sie ihre Kohle nicht nur zu Schleuderpreisen und in unzureichendem Umfang als Hausbrandkohle an Ort und Stelle absetzen, sondern auch exportieren, so mußte sie den ihr auferlegten Bahntarif zahlen. Dieser war aber verhältnismäßig hoch. Beide Unternehmungen trankten jahrelang an einer falschen Organisation und dem Mangel an weitsichtiger, auf die Zukunft berechneter Arbeit. Ich will damit keine Vorwürfe erheben. Uns mangelte die Erfahrung und vor allem das Vertrauen des deutschen Großkapitals in koloniale Unternehmungen. Die Eisenbahn hatte ja zu Anfang auch schwer zu kämpfen, um sich durchzusetzen. Die Provinz Schantung war arm in landbaulicher Hinsicht. Große Gütertransporte kamen vor der erst um 1909/10 voll einsetzenden Erschließung nicht in Frage. 50 Prozent aller bewegten Werte entfielen auf Kohlen. Die Tarifpolitik der Eisenbahn war also verständlich, wenn auch kurzfristig.

Erst mit dem Aufschließen und vollkommenen Ausbau von Hungshan, mit der Einsicht, was man hier an wertvollsten Kohlenschätzen für alle Zwecke, den Export, die Verkokung, den Hausbrand, besaß, änderte sich die Wirtschaftspolitik beider Gesellschaften. Schließlich wurde auch der letzte Hemmnungsrest einer gesunden Entwicklung im Jahre 1914 durch Fusion beider Gesellschaften in eine gemeinsame Eisenbahn- und Bergbaugesellschaft beseitigt. Die Aktien der Berg-

baugesellschaft gingen zu 50 Prozent ihres Wertes in die Hände des gemeinsamen Unternehmens über. Die Eisenbahngesellschaft hatte sich zu diesem Zeitpunkt zu imposanter Größe und Wirtschaftskraft entwickelt. Das neue Unternehmen wurde mit einigen 60 Millionen Mark Aktienkapital fundiert.

Den eigentlichen Anstoß zu dieser Verschmelzung gab aber nicht, oder nicht in erster Linie, das schwache Rückgrat der Bergbaugesellschaft. Werte von unschätzbare Größe lagen auf deutschem Gebiet in den Eisenerzfeldern bei Tschantien und Tschinlingtschen brach, der Erschließung harrend. Das 300 Kilometer von Tsingtau entfernte, 6 Kilometer nördlich der Schantungbahn gelegene Gebiet umfaßt drei Gebirgszüge in einheitlichem Erzvorkommen, den Fenchuangshan nordöstlich, den Tieshan als Mittelgruppe und den Sypauschan westlich. Eingehende Untersuchungen hatten schon seit Jahren auf den riesigen, ohne nennbare Gesteungskosten realisierbaren Wert dieser Eisenerzlager hingewiesen, aber die Eisenbahn- und vor allem die Bergbaugesellschaft fühlten sich noch nicht stark genug, um an einen rationellen Abbau im großen zu gehen. Wie sollten die Erze verwertet werden? Am bequemsten und risikolos war offenbar ihre Ausfuhr an das eisenerzhungrige Japan. Dahingehende Versuche im kleinen sind ohne nennbaren Erfolg gemacht worden. Auch die Einfuhr der Erze nach Deutschland ist in den letzten Jahren vor der Fusion ernstlich diskutiert worden, sie scheiterte an den zu hohen Frachtraten. Es blieb schließlich nichts anderes übrig, als an eine Verhüttung an Ort und Stelle zu denken. Und in der Tat waren die Vorbedingungen hierfür so günstig wie überhaupt nur denkbar. Da lagen die Kohlen des Lungshanggebietes dicht neben den Erzen, kaum 30 Kilometer von ihnen entfernt, beide Rohstoffe unmittelbar an der Bahn. Wo in der ganzen Welt traf man ähnlich günstige Verhältnisse an? Die Frage war nur: Würde ein Hüttenwerk, etwa bei Tschinlingtschen, auf die Dauer genügendes und brauchbares Rohmaterial finden, und würden es die Chinesen überhaupt gestatten? Gewiß hatten wir nach dem Kiautschouvertrag das Recht, auf unserem Grund und Boden zu tun und zu lassen, was wir wollten. Aber in bezug auf die Errichtung eines Hüttenwerkes war die Auslegung zweifelhaft, und die Chinesen wiesen denn auch bei allen darauf hinzzielenden Sondierungen das Ansinnen, ein deutsches Hüttenwerk im Schantungshinterland zu errichten, kurzweg ab. Damit schien der Eisenbahn- und Bergbaugesellschaft die Gesamtfrage erledigt. Die Idee, den gordischen Knoten zu durchhauen durch den Bau eines Eisenwerkes im deutschen Schutzgebiet, kam ihr zunächst zu phantastisch vor, um sie ernstlich in Erwägung zu ziehen. Wie sollte sich bei dem unsicheren Absatzmarkt ein Eisenwerk rentieren, das in bezug auf Heranschaffung seines Rohmaterials auf einen Bahnstrang von 300 Kilometer Länge angewiesen war?

Dem Reichsmarineamt ist es zu danken, daß die sachliche Durchprüfung dieser Frage im Interesse der deutschen Volkswirtschaft trotz des Widerstandes gewisser Industrien und des Großkapitals im Winter 1913/14 durchgeführt wurde. Der Generaldirektor der Dillinger Hüttenwerke, Herr Weinlig, erhielt von der Bergbaugesellschaft den Auftrag, die Frage an Ort und Stelle zu studieren und ein Gutachten einzureichen. Im Frühjahr 1914 lag das gesammelte Material vor, Herr Weinlig befürwortete emphatisch den Bau eines Eisenwerkes im Schutzgebiet. Nun konnten sich die beiden interessierten Gesellschaften nicht mehr sträuben. Eine Verschmelzung zur Sanierung der Bergbaugesellschaft fand statt, und das neue Unternehmen bewilligte 10 Millionen Mark Aktienkapital für den sofort in Angriff zu nehmenden Bau eines Eisenwerkes in Tsangkou, 18 Kilometer von Tsingtau entfernt. Alle Maschinen, Hochofen usw. wurden sofort in Auftrag gegeben, die ersten Spatenstiche tat man im Mai, — da kam der Krieg.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Reichs Spiegel

Grausame Komödie in endloser Wiederholung. Müßten die Engländer und Franzosen ihr *Divide et impera* erst ihrerseits auf uns anwenden, sie könnten es niemals so gut, wie wir selbst uns die Spaltung und ihnen die Herrschaft besorgen.

Seltzam, daß der Feind bei der Kohlenfrage nicht nachgegeben hat. Diesmal sah es doch wirklich so aus, als ob ganz Deutschland in der Weigerung sich einig wäre.

Sah so aus, das ist es eben. Es sah zu sehr aus. Die Komödie war zu oft schon abgepielt: Weigerungsschwur, Rütliatrappe daheim, Stirnrünzeln des Feindes, Auseinanderfallen und eifriges Sichbefehlen der Deutschen, schließliche Neuvereinigung in Unterwerfung und Unterschreiben.

Die Entente weiß doch, wie es in Deutschland aussieht, hat nicht umsonst in den Unabhängigen ihre Partei, Agenten, Ephialtesse in hellen Haufen.

Hand aufs Herz, trauten wir selber denn überhaupt, als die Spaaer Szene uns plötzlich Parlamentsbosse, Stinnes und Arbeiterführer in Einheitsfassade bengalisch beleuchtete? War es nicht zu schön, um wahr zu sein?

Die Entente hätte diesmal bestimmt keinen Einmarsch ins Ruhrgebiet gewagt, wenn wir wirklich ehrlich und einmütig zur Weigerung entschlossen waren. Wäre der deutsche Arbeiter ein Mann, so hätte er den Franzoseneinmarsch mit dem Generalfreistreit beantwortet und die Internationale aufgerufen, wie gegen Ungarn. Aber da Hué in Spaa nur etwas in den Bart murmelte (auch er hat die Arbeiter nur hinter sich, wenn er hinter den Unabhängigen herläuft), da Foch erklärt, daß der deutsche Arbeiter sich kuschelt, daß er zum Sklaven geschaffen ist, so brauchte man höchstens Lebensmittelzüge mitbringen, Futter, Köder, und der Ruhrkuli arbeitete auch unter der Negerpeitsche, wie die Saar arbeitet, wie Diederhosen sich kuschelt.

Nur weil die Entente wußte, daß der Einmarsch unsere Einheitsfassade umwürfe, hat sie die Drohung mit dem Einmarsch riskiert. Sie hat uns nicht ernst genommen, obwohl wir durch den Streik gerade in diesem Fall eine Waffe besaßen hätten (siehe Kapp-Putsch, aber der ging nur gegen Deutsche), eine Waffe, um einmal dem Feind unseren Willen zu zeigen, ja ihm unseren Willen endlich einmal aufzuzwingen.

Aber der deutsche Arbeiter zwingt nur deutschen Kapitalisten seinen Willen auf, ruiniert sie und damit sich selbst, befördert hingegen die maßlosen Kohlenforderungen der Feinde und ruiniert damit abermals sich selbst.

Die deutschen Arbeitervertreter, als sie in Verdacht gerieten, mit Stinnes eines Sinnes zu sein, rückten gleich heftig ab, dementierten, reisten von Spaa weg. Betonten, daß sie der Entente mehr geben wollten als die deutschen Kapitalisten.

Schon wird auch Demokratie und Zentrum schwach, nun die Sozialdemokratie abschwenkt. Die französische Presse beschimpft Stinnes, weil er in der Kohlenfrage nicht nur Rückgrat, sondern auch Macht besitzt. Das sollte ganz Deutschland Veranlassung geben, gerade diesen Mann in dieser Frage zu halten. Das Gegenteil ist der Fall: Stinnes' innenpolitische Gegner freuen sich geradezu, am „Matin“ einen Bundesgenossen zu finden. Die „Frankfurter Zeitung“ betont, wie ungeeignet Stinnes wäre, er besäße nicht das Vertrauen des Auslandes und unsere Diplomatie operierte nicht so geschickt, wie in der Entwaffnungsfrage. Das heißt: ihr sollt nachgeben. Solche Zeichen beobachtet die Entente (sie hat es kaum mehr nötig), läßt Foch über die Bühne stampfen, die Deutschen 24 Stunden in der Ecke stehen, und schon wird deren Hals lang und länger, ihr Gefang hang und hänger, und bald läuft Professor Bonn, der Eifrige, der Slige, der überall dabei gewesen sein muß, wo es deutsche Unterwerfungen gilt, vermittelt, arrangiert und

Wenn man eine solche Widerstandskomödie macht, wie wir in Spaa, in Versailles und wo sonst noch vorher und nachher, dann muß man es auch wirklich auf Biegen und Brechen ankommen lassen. Ist man nicht vorher schon zum Brechenlassen fest entschlossen, dann wird man eben gebogen.

Da der deutsche Charakter jetzt ein so vielmal gebogener ist, so haben wir in der ganzen Welt den Ruf der Unehrllichkeit erhalten. Unsere Komödien sind von schlechtem Geschmack, und unser Sträuben wird nicht ernster genommen wie das eines Kindes, bevor es die Medizin schluckt.

Weshalb aber lassen die sozialdemokratisierten Arbeiter immer als erste die gemeinsame Sache fallen? Weil sie keine Gemeinsamkeit irgendwelcher Art mit dem Bürgertum haben wollen, denn das schwächt die monomane Energie des Klassenkampfes. Ferner, weil sie national instinktlos die Schande nicht spüren, und statt die inneren Händel hinter geschlossener Außenfront auszufechten, stets mit Hilfe des Ausländers gern dem deutschen „Gegner“, dem „inneren Feind“, eins ans Bein geben, einerlei, ob sie selbst auch darum hinken müssen. Mit der Einmarschdrohung zwingt uns der Feind nacheinander alles ab. Und zuguterlekt wird er doch einmarschieren. Denn nicht bis zur Erfüllung des Versailler Vertrags, sondern dauernd sollen wir ihm zinsen.

Weshalb aber lernt der Deutsche nie aus der grausamen Erfahrung seiner Geschichte von gestern, vorgestern usw.? Weil ja die Presse so ohne nationale Disziplin ist, daß die wirklichen Vorgänge, ihre Ursachen und Wirkungen garnicht bekannt und begriffen werden. Einzelne lernen, predigen, leiden, schämen sich, begreifen das furchtbare Los, in dieser Zeit in diesem Volk geboren zu sein, und fühlen das nächste kommende Unheil voraus wie ein rheumatisches Bein das Wetter. Was hilft? Bald kommt die nächste Repetition der Komödie. Zunächst Anforderung der Entente. Darauf: nicht etwa langsame, eindringliche Vorbereitung der ganzen Volkspsyche auf ein einheitliches Ziel des Widerstandes, sondern zerstreutes Weiterleben in innerem Hader, optimistisches Nichtkennen des Auslandes, Falschtarieren der englischen Interessen, kurz: Kaninchen, ehe Boa Constrictor ansetzt. Dann, Auge in Auge mit ihr flüchtiges, temperamentloses Entrüstungs- und Einigkeits-theater. Man wirft sich in die Brust: Diesmal wird bestimmt nicht bedingungslos unterschrieben. Auf die taktischen Kunstgriffe des Verhandlungsgegners ist man niemals vorbereitet; so sieht man diese guten Leute mit den gewandtesten Politikern der Entente zusammentreffen, die die Unsrigen selbst bei gleichen Machtverhältnissen in die Tasche stecken würden. Die Rechte geht mit dem Herzen in den Einigkeits-schmur hinein, hofft auf Wiedergeburt des Nationalwillens, die Mitte tut es anstands-halber (man war auch patriotisch und hat gezeigt, daß man nur gezwungen nachgibt), die Linke macht taktisch mit, um Macht zu gewinnen und im entscheidenden Augenblick der Nation in den Rücken zu fallen. Einzelne glauben sogar, unsere Komödie würde in den Feinden Vernunft erwecken und Bewunderung, statt Verachtung und Peitschenhiebe. Keiner aber sieht, daß wirklicher, einiger Widerstandswille Macht gewesen wäre. Weil der konditionale, umfallende Scheinwille zu nichts führte, glaubt man den Beweis in Händen zu haben, daß „nichts“ helfen konnte als Unterwerfung.

Diesmal also hat man noch einmal nachgegeben, „weil wider Erwarten nichts anderes übrig blieb. Bis zum nächstenmal wird England aber vernünftig werden und den Franzosen schon das Handwerk legen.“ Man sieht die englische Politik grotesk verzerrt nicht von England, sondern von Berlin aus, als ob sich alles um uns drehte, wie etwa Pergamon oder Mesia die römische Politik nicht von Rom, sondern von dort aus ansahen: die Römer müßten doch eigentlich, werden doch wohl . . .

Aber England hat doch früher mit uns Verständigung gesucht? Jawohl, solange wir eine Macht waren. Heute könnten wir eine Macht nur wieder werden durch nationalen Gesamtwillen, da der andere Weg, die Maschinengewehre,

uns nicht mehr zu Gebote steht. Da wir aber diese Macht nicht zu entwickeln verstehen, nimmt England an uns nur das Interesse, unsere Aktiva, Arbeit, Erfindungsgabe, alte Anlagen zu schröpfen, den uninteressanten Rest von uns aber der einzigen Festlandsgroßmacht Frankreich zu überlassen. Gegen diese uns zu schützen, läge nur dann ein Anlaß vor, wenn Frankreich den Engländern wieder gefährlich, mindestens unbequem werden könnte. Das dürfte aber niemals eintreten. So macht man uns den Franzosen zum Geschenk, immer etwas zögernd, lediglich um von den Franzosen Gegendienste zu erlangen. Was während dieser Zögerungen das corpus vile Deutschland fühlt und dabei hofft, wähnt, jubelt — das gute England, es will uns nicht wirklich übel! —, ist keines Nachdenkens wert zwischen den einzigen aktiven Subjekten bei diesem Handel, Engländern und Franzosen.

Nur eigene Einigkeit und ein passiver Resistenzwille, der den andern Angelegenheiten bereiten könnte, würde uns wieder Macht geben. Erst aber muß augenscheinlich der sozialdemokratisierte deutsche Arbeiter, der dem Feind aus der Hand kriecht, sich ganz ruiniert haben, ehe der Einheitswille dämmern kann. Schrecklich, aber es ist so.

Run, mancher sieht doch heute schon klar?

Gewiß, aber seit langem muß in Deutschland immer politische Vernunft von einzelnen der Menge geradezu aufgezwungen werden. Von selbst wird sie nie gelebt. Und aufzwingen kann der innen wie außen ohnmächtige Staat heute den Massen nur — was die Entente befiehlt, also das Gegenteil von dem, was er befehlen müßte.

Deutsche Staatsmänner, die eine solche Nation in kritischen Augenblicken nach außen zu vertreten haben, eine Nation ohne Zuverlässigkeit des Willens, ohne Einheit, feige, immer den Verräter nah zur Hand, ist aufs tiefste zu beklagen. Wir wissen manchen Unterhändler, der an sich klar und entschlossen handeln könnte, aber im entscheidenden Augenblick, wo er sich ganz auf Einigkeit verlassen mußte, fiel ihm ein Teil der Nation in den Rücken. Stel vor dem eigenen Volk erfüllt diese Männer. Was gibt es für einen Staatsmann Furchtbarereres zu erleben, als der Verzicht darauf, die eigne Nation achten können? R.